

Die ganze Stadt sei Dein Büro

Vom Revanchismus zum Vampirismus:
urbaner Raum nach Art des Silicon Valley.
Von Florian Schmid

Wer sich vor dem kalifornischen Informationskapitalismus einmal so richtig gruseln will, ist mit dem Blog »frominsidethebox.com« sehr gut beraten. Hier berichtet ein gewisser Brandon S. sporadisch von seinem Leben im legendären Silicon Valley. Und das Grauen, das hinter seinen selbstironischen Texten lauert, wurzelt nicht in den gesellschaftlichen Überwachungs- und Steuerungspotenzialen jener viel beschworenen Algorithmenisierung der Welt. Die 15 Minuten weltweiten Ruhms, die der bestens ausgebildete amerikanische Mittelschichtjunge vor mittlerweile vier Jahren abbekam, bezogen sich auf seine Wohnsituation: Wie wohl er bei einem der Platzhirsche arbeitete, konnte – und wollte – sich Brandon bei gegebenen Preisen und Bedingungen keine Mietwohnung in der Gegend leisten. Stattdessen besorgte er sich einen Kleinlaster und begann, auf dem Firmenparkplatz zu campieren.

Gerade, weil er sich nicht andauernd beklagt, sondern die paradoxe »Vernünftigkeit« seiner Situation, einmal erläutert, stehen lässt und oft über ganz andere Dinge schreibt, illustriert das Tagebuch des Brandon S. so überdeutlich, wie sich die einstigen Hippiegefilde in und um San Francisco in eine dystopische Zone mit Hochglanzfassade verwandelt haben. Trockener, aber nicht minder bestürzend, arbeitet nun ein von Katja Schwaller editierter Sammelband heraus, wie es sich in einer solchen Zukunftsstadt lebt und arbeitet – abgesehen von Mieten und Preisen, die mittlerweile das Weltfinanzzentrum Manhattan locker in den Schatten stellen. Der Band blickt aber auch auf Kämpfe gegen diese Inwertsetzung der Innenstädte durch Google & Co. – wobei die 15 Texte und Interviews mit Wissenschaftlern und Aktivisten auch Ausblicke auf Zürich, Dublin, London sowie Berlin bieten. Denn nicht nur die Produkte des Silicon Valley strahlen in alle Welt aus, sondern auch seine stadträumlichen Effekte und planerischen Moden.

Dass rund um Amazon, Facebook und so weiter ein Verdrängungseffekt auf dem Wohnungs- und Immobilienmarkt stattfindet, ist eine Binsenweisheit. Im Fall der Bay Area um San Francisco, deren südlicher Teil als Silicon Valley bekannt ist, kommen noch weitere Faktoren hinzu. Einerseits geht es hier um die rassistische Segregation urbaner Räume, die in den USA eine lange Geschichte hat und auch besonders rigide ausgeprägt ist. Andererseits aber auch um allgemeinere Entwicklungen: Die viel beschworene Industrie der Zukunft arbeitet an der Privatisierung fast jeglicher Infrastruktur, an einer Übernahme öffentlichen Raumes, an einer Verwandlung ganzer urbaner Zonen in »wor-

king spaces« oder »Büros«.

Das dystopische Panorama trägt also einerseits die klassischen Züge einer harten, revanchistisch gesteuerten Stadt, die ordnungspolitisch Wünsche und Privilegien der Reichen und Tonangebenden ganz ungehört durchsetzt: Nach dem Platzen der amerikanischen Immobilienblase im Jahr 2007 verloren landesweit unzählige Menschen Haus oder Wohnung, oft durch polizeiliche Zwangsäumung. In der »Bay Area« waren das mehrere Zehntausend, hart traf es etwa die Bewohner der eher proletarischen Stadt Oakland auf der Festlandseite der Bucht von San Francisco. Nun fiel der Auftakt zum zweiten Internetboom – also der Aufstieg von Facebook, Google, Amazon und so weiter – zeitlich exakt mit jener Immobilienkrise zusammen. Und die Immobilienbranche zögerte nicht, sich diese Gleichzeitigkeit zu nutzen zu machen: Überall in der Gegend wurden die zwangsgeräumten Einheiten umgehend zu hochwertigen Objekten umgebaut; die explodierende Nachfrage nach edlen innerstädtischen Lofts, Apartments und luxuriösen Häusern gab dem Recht. Kartiert wurden und werden diese Vorgänge »vom «Anti-Eviction-Mapping-Project«, das in dem Sammelband vorgestellt wird. Seit Jahren verfertigen dessen Aktivisten Übersichtsarten für potenziell bedrohte Mieter und koordinieren auch Proteste gegen Zwangsäumungen mit – ganz kampffrom werden den Technologiekonzernen die Städte auch in den USA nicht übergeben.

Signifikant an diesen Verdrängungsprozessen ist indes ihr spezifisches »Beuteschema«: Es geht bei diesen neuen Habitats für die »Visionäre« der IT weniger um klassische Standortfaktoren wie etwa eine Nähe zum Arbeitsplatz, einen hohen Freizeit- und Erholungswert oder eine gute infrastrukturelle Anbindung. Vielmehr stehen oft gerade multiethnische Viertel – zwischen »sozialem Brennpunkt« und Künstleraktivistenhabitat im Fokus. Diese Gegenden verfügen über ein spezifisches kulturelles Kapital, das ihnen nunmehr quasi zum Verhängnis wird. Die Zeiten sind vorbei, in den die IT-Unternehmen in campusähnlichen Einrichtungen jottwede residierten und produzierten – wie das etwa Douglas Coupland noch 1995 in seinem Roman »Microserfs« (»Mikrosklaven« in Anspielung an Microsoft) beschrieb. So wollte Google seine Berliner Start-up-Farm auch unbedingt in Kreuzberg errichten: Gerade widerständige, subkulturell geprägte Kieze als spannende Orte eines vermeintlichen sozialen und kulturellen Austauschs verkörpern nicht nur die spezifische Diversitätsideologie, die diese Branche vor sich herträgt, sondern erfüllen oft auch die konkreten Wünsche ihrer Mitarbeiter.

Zwischen Graffiti und Straßencafés sol-

len sich die »kreativen« Beschäftigten aber nicht nur erholen. Es geht tatsächlich darum, den »Spirit« dieses »urbanen Lebens« in den Produktionsprozess selbst aufzusaugen. So werden in San Francisco Passagen zwischen Bürogebäuden in coole »leisure-zones« (Freizeitzone) umgewandelt, in denen es neben dem Chai-Latte auch jede Menge soziale Interaktion zwischen den Angestellten gibt – und die vermeintliche Pause sich weiter mit Arbeit füllt.

»Die ganze Stadt ist dein Büro«, erklärte eine Angestellte von »WeWork« gegenüber Katja Schwaller. Die global agierende Firma bietet keine Produkte an, sondern Einzelarbeitsplätze in beschriebenen produktiv-coolem Ambiente – inzwischen auch in Berlin, Hamburg, Frankfurt am Main und Köln. So wie jener Brandon S. seine Premium-Obdachlosigkeit teils in einer Begriffswelt von Freiheit und Unabhängigkeit schildert, erinnert dieser Slogan unfreiwillig und vielsagend an die Kampfparolen der linksradikalen Operaisten im Hochfordismus der 1970er Jahre, die aus kritischer Sicht die »ganze Stadt als Fabrik« verstanden. Dieses Verdikt kommt im Umfeld der heute prägenden postfordistischen Digitaldienstleistungsbranchen quasi in Affirmation zurück: als ein kulturelles »Saugen an der Stadt«, das ein grundlegend neues Verhältnis zwischen Produktion und Reproduktion in einem spätmodernen Kapitalismus zeigt, der sich – weder zeitlich noch räumlich – mit der Existenz eines Feierabends abfinden will, aus dem er sich »ausgeschlossen« fühlen könnte.

Ganz neu sind diese Befunde zwar nicht. Dass eine »nur« revanchistische, »harte« Stadt-

politik nach Art des New York der späteren 1980er und 1990er Jahre – wie sie im Credo der »Zero Tolerance« aufgehoben war – mit Blick auf die jungen Eliten der sogenannten Kreativwirtschaft ausgedient hat, beschrieb schon um 2000 der amerikanische Soziologe und Trendautor Richard Florida. Anstelle dieser ordnungspolitisch bornierten Nulltoleranz, empfahl er, müsse ein Mantra der »drei T« treten, also eine Stadtkulturpolitik von »Talent, Technologie und Toleranz« – die mittlerweile tatsächlich zumindest zu einer populären Floskel auch europäischer Stadtplaner aufgestiegen ist. Was Schwallers Sammelband am Beispiel der Bay Area aber in großer Klarheit zeigt: Diese »weiche« Stadtkulturpolitik der »drei T« löst die ältere Nulltoleranzpolitik nicht etwa historisch ab; vielmehr treten beide Paradigmen ergänzend nebeneinander: Die kulturell »diverse« Welt der Kreativen ist stets auch eine Welt klassischer, brutaler Segregation: In der Bay Area leben mehr als 20 000 Menschen auf der Straße – mehr als in Berlin, wo es 4000 bis 10 000 sind. Für die wohl wohlhabendste Region des Planeten ist das bemerkenswert. Allein im Umfeld der heute prägenden postfordistischen Digitaldienstleistungsbranchen quasi in Affirmation zurück: als ein kulturelles »Saugen an der Stadt«, das ein grundlegend neues Verhältnis zwischen Produktion und Reproduktion in einem spätmodernen Kapitalismus zeigt, der sich – weder zeitlich noch räumlich – mit der Existenz eines Feierabends abfinden will, aus dem er sich »ausgeschlossen« fühlen könnte.

Ganz neu sind diese Befunde zwar nicht. Dass eine »nur« revanchistische, »harte« Stadt-



Fotos: Getty Images/John Gittelsohn, Alamy



Foto: Alamy/Hans Blossley

»Gangstas Paradise« verklärt), ist einer der Orte, an dem all diese Reinigungskräfte, Security-Mitarbeiter und sonstige Dienstleister leben. Obwohl EPA tatsächlich nur wenige Meilen etwa vom Hauptcampus der Stanford University, einem Epizentrum des Valley, entfernt ist, liegen Welten dazwischen. Wer in einem Gebiet wie EPA lebt und von dort aus oft stundenlang zum Job in der weiteren Umgebung pendelt, ist ein Mensch anderer Art aus einer extraterritorialen Zone.

Schon 1991 prophezeite Saskia Sassen in »The Global City«, ihrem Manifest einer kritischen Stadtsoziologie der neoliberalen Globalisierung, wie die postindustriellen Metropolen räumlich und sozial zerfallen: Während die eine Straßenseite zu einer Welt gehören kann, in der wahlweise London, Los Angeles, Berlin oder Tokyo stets gleich um die Ecke liegen, mag die andere Seite derselben Straße zu einer Sphäre zu zählen sein, deren Bewohner – auch wenn viele vielleicht davon einmal von weit her kamen – die Stadtgrenzen kaum je zu überschreiten vermögen. Vor bald 30 Jahren mag sich Sassen darin getäuscht haben, wie jene globale Zone aussehen würde, indem sie sich vornehmlich »hart« bewehrte, abgeschottete »Gated Communities« als Habitat der neuen Eliten vorstellte statt einer Art globalen Szenenbezirk mit bunt anmutenden Straßencafés. Doch zeugt nicht zuletzt das Silicon Valley von heute davon, wie real und gefährlich die Demarkationslinien zwischen diesen Welten sind.

Ein Beispiel dafür, an das Schwallers Band erinnert, ist das Schicksal von Alex Nieto. Der 28-jährige mexikanischstämmige Security-

Mitarbeiter befand sich 2014 auf dem Weg zur Arbeit, als er von zwei – frisch zugezogenen, mittelständischen – Spaziergängern wegen seines unter der Jacke getragenen Tassers, der Teil seiner Arbeitsausrüstung war, für gefährlich gehalten wurde. Sie riefen die Polizei, die Nieto stellte und mit 59 Schüssen (!) tötete.

Dieses Massaker führte zu breiten Protesten in der Bay Area. Und es lenkt den Blick nicht nur auf eine Polizeipraxis, der in der Gegend schon zuvor immer wieder junge Männer zum Opfer gefallen waren, sondern auch darauf, wie sich jene erste und diese zweite Stadt in den Arbeitsverhältnissen ihrer Bewohner spiegelt und herstellt. Denn wo die gefragten Experten der neuen Technologien mit allerlei betrieblichen Wellness- und Unterhaltungsangeboten bei laune hält, dient der der Welt der nachgeordneten Dienstleister und ihrer Subunternehmen schon mal Rassismus als Disziplinierungsinstrument: »Bei einigen der Subunternehmen gibt es (...) bereits eine lange Geschichte von Einschüchterungsversuchen gegenüber Beschäftigten, die sich für ihre Rechte einsetzen. Bei papierlosen Beschäftigten wird dann schnell mal mit der Immigrationsbehörde gedroht – das hält die Löhne niedrig und soll eine gewerkschaftliche Organisation verhindern«, erklärt Marta Noel Fernandez, die Leiterin eines lokalen gewerkschaftlichen Zusammenschlusses in Schwallers Sammelband. Und seit Donald Trump an der Macht ist, spielen solche Machtressourcen eine wachsende Rolle. Derweil karren die Technologiekonzerne ihr Personal aus den Gebieten, aus denen man diese zweite Arbeiterklasse vertrieben hat

oder im Begriff ist, das zu tun, über Strecken von bis zu 70 Kilometern zu den jeweiligen Firmensitzen. Zumal die »Google-Busse« gelten inzwischen als Symbol dieser Gefrierisierung. Zuweilen gibt es Straßenblockaden gegen sie.

Solche Zuspitzungen gibt es in Europa noch kaum. Doch wird den Heilsbringern aus dem Reich der neuen Technologien vielfach der rote Teppich ausgerollt. Die stadträumlichen Effekte sind etwa in London spürbar, wo sich um den 2012 eröffneten Google-Campus mittlerweile die »East London Tech City« – genannt auch »Silicon Roundabout« – gebildet hat. Dort haben nun neben Amazon, Cisco, Facebook, Google, Intel und Microsoft zahlreiche Firmen ihre Ableger – und sind die Mietpreise drastisch gestiegen. Im EU-Deregulierungsparadies Dublin, wo Facebook seinen Europazitat hat, ist es nicht anders.

Während es sich hier um vergleichsweise konventionelle Verfrierung handelt, ging es bei dem im vergangenen Jahr durch Proteste zunächst – zumindest symbolisch – gestoppten Plan von Google, in mitten im Berliner Bezirk Kreuzberg einen Campus zu eröffnen, um jenen kulturellen Vampirismus, der einen Genius Loci in ein Produkt sperren will: Google und Co. »brauchen den gesellschaftlichen Reichtum ihrer Umgebung, die Kommunikation mit ihr, das Vergütigen und die Lust, die nur das nicht-technisch Vermittelte miteinander geben kann«, schreibt in dem Sinn das in Berlin ansässige Capulcu-Kollektiv. Wenn das zutrifft, kann ein öffentliches Liebesentzug, wie er in der Kreuzberger Anti-Google-Kampagne im vergangenen Jahr praktiziert wurde, solche Konzerne tatsächlich empfindlich treffen.

Diese Kämpfe stehen weiter auf der Agenda und dreht sich keineswegs nur um die Interessen der Bewohner vor Ort. Wenn sich nämlich, wie David Harvey formuliert, die »Horden der unorganisierten Urbanisierungsproduzenten« in Bewegung setzen, können sie das Aufsaugen des Urbanen in kapitalistische Produktionsprozesse insgesamt treffen. Katja Schwaller geht es in ihrem Buch darum, »Debatten anzustoßen und mit den Beispielen aus der San Francisco Bay Area zu einem besseren Verständnis gewisser Prozesse und Entwicklungen beizutragen, die sich zunehmend auch an anderen Orten bemerkbar machen.« Das leistet der Band hervorragend. Und er empfiehlt sich für alle, die es aus welchen Gründen auch immer einmal in das mythische Gebiet des Digitalkapitalismus verschlägt, als eine Aert politischer Reifeformer.

Katja Schwaller: »Technopolis – Urbane Kämpfe in der San Francisco Bay Area«, Seismo Verlag & Assoziation A, 232 S., 19,80 €, SFr 25,00

KOMMENTAR

Scheinsieg auf Zeit

Rainer Balcerowiak besichtigt den Kreuzberger Post-Google-Campus

Als der Internetkonzern Google im Oktober 2018 mitteilte, dass er auf die geplante Errichtung eines Campus für Start-ups im alten Umspannwerk in der Ohlauer Straße in Kreuzberg verzichtet, jubelten zahlreiche Kritiker des Projekts. Man habe den Campus »durch einen breiten und vielfältigen Widerstand von Anwohner*innen und Aktivist*innen mit vielfältigen Mitteln – darunter Demonstrationen, Kundgebungen, Farbbeutelwürfe, Sprühereien, Transparente, Infostände, Plakate, Flugblätter und die Besetzung Anfang September – verhindert«, hieß es in einer Erklärung der Initiative »Google Campus & Co verhindern«.

Wohlwollend könnte man diese Einschätzung als naiv bezeichnen. Denn Google hat sich keineswegs aus dem Projekt zurückgezogen. Statt Google-Campus entsteht in dem Gebäudekomplex nun das so genannte »Haus für soziales Engagement – Begegnungsräume für die Zivilgesellschaft«. Der Konzern übernahm den kompletten Umbau, die Ausstattung und die Mietkosten für die ersten fünf Jahre, insgesamt 14 Millionen Euro. Die ursprünglich für Mai 2019 geplante Eröffnung hat sich verzögert, nunmehr soll der Start im August erfolgen.

Gut investiertes Geld, denn der Netzzugang kann sich quasi als Musterknabe in Sachen »soziale Verantwortung« präsentieren und ist aus der Schusslinie. Als Verwalter wurde die Onlinespendenplattform betterplace.org eingesetzt. Die Plattform gehört zu einem Firmengeflecht aus gemeinnützigen und gewinnorientierten GmbHs und Aktiengesellschaften, die vor allem im Bereich der Unternehmensberatung und im Vertrieb digitaler Dienstleistungen tätig sind. »Im Haus können wir die Stärken von Betterplace an einem einzigen Ort bündeln und aus dem Netz direkt nach Kreuzberg tragen« jubelte eine Sprecherin. Es geht um das »Kerngeschäft« von Betterplace: Die Vernetzung gemeinnütziger sozialer Organisationen mit Spendern, denen die Möglichkeit geboten werde, »ein passendes Hilfsprojekt zu entdecken«. Die Plattform finanziert sich hauptsächlich durch Provisionen aus den Spendenzählern.

Mit im Boot ist der bundesweit aktive Sozialkonzern Karuna, der dort unter anderem die Redaktion der Straßenzzeitung »Karuna Kompass« und eine Art Head-Office für die diversen Projekte des Vereins, zu dem auch eine Genossenschaft und mehrere GmbH gehören, unterbringen will. Karuna hat bereits mehrere von Google ausgeschriebene Wettbewerbe gewonnen und sieht nach eigenem Bekunden »in der Digitalisierung des sozialen Sektors großes Potenzial«. In der Zeitung werden wahre Lobeshymnen auf Google gesungen. Bei den Projekten, die in dem neuen Zentrum koordiniert werden sollen, werden hauptsächlich ehrenamtliche Mitarbeiter des Bundesfreiwilligendienstes eingesetzt, die dafür ein Taschengeld erhalten. Feste Anlaufstellen oder gar Wohnprojekte sind allerdings nicht geplant.

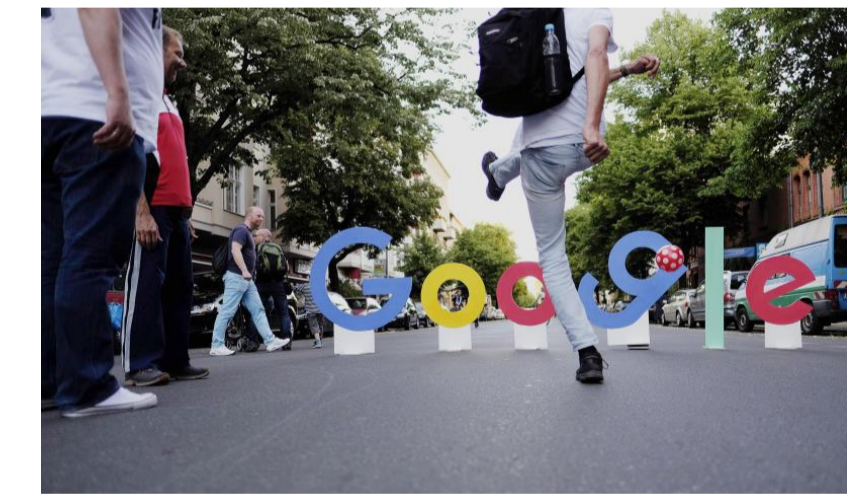


Foto: imago images/snapshot

Womit man beim eigentlichen Kern der Geschichte angehängt ist. Denn letztendlich betreiben Unternehmen wie Betterplace und Karuna massiv die neoliberale Entstaatlichung und Privatisierung der öffentlichen Dienstleistungsvorsorge. Jenstetlicher öffentlicher Kontrolle werden »unterstützenswerte Projekte« identifiziert und im Schulterschluss mit der Digitalwirtschaft durch private Spenden finanziert. Dabei geht es nicht um objektive Prioritäten, sondern um die »Vermarkbarkeit« sozialer Probleme. Schließlich können sich die Spender – darunter viele Unternehmen – aussuchen, wofür sie ihr Geld ausgeben, um im Gegenzug imagefördernde »Social Responsibility« zu erhalten.

Entsprechend zufrieden zeigt man sich beim vermeintlichen »Verlierer« Google. Ziel seines Unternehmens sei stets gewesen, »in Kreuzberg ein Angebot zu schaffen, das der Gemeinschaft zugute kommt und diesem vielfältigen Kiez gerecht wird«. Betterplace und Karuna seien dafür die idealen Partner, die für »Innovation im sozialen Bereich« stünden, erklärte ein Firmensprecher nach der Umwidmung.

Aber das Thema ist bei den Kiezaktivisten längst abgehakt. Schließlich hat man ja einen »großen Sieg« gegen den Internetriesen errungen.